Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 30. Grand Island, Nebr., 22. Oktober 1909. Zweiter (Theil.) Nummer 9.

Waldandacht.

Welche athemlose Stille
In des Waldes Heiligthum! —
Welcher Frieden! — Wunderbare
Tiefe Ruh' um mich herum!

Wie zu stiller Andacht bleib' ich,
Fromm durchschauert, lange steh'n,
Ist mir's doch, als fühlt' ich leise
Gott durch dieses Schweigen geh'n.

Und empor hebt sich die Seele
Auf den Schwingen des Gebets —
Heil'ger Wald, in Deinen Räumen
Find' ich reinste Labung stets!

Bunte Bilder.

Skizze von A. Gaber.

Schon als ganz kleiner Knabe hatte er Bilder so gern gehabt; mit ehrfurchtsvoller Scheu die bunten Blättchen in die Hand genommen, mit spitzen, behutsamen Fingern die äußeren Ränder fassend. Wer weiß, von wem er das mal so gesehen hatte! Und mit den Jahren wuchs das stille Entzücken und heimliche Wünschen und erstarkte zu festem Entschluß, der in den Worten ausklang: „Ich will Buchdrucker werden!!"

Und dann stand er zwischen den dröhnenden, ratternden Maschinen im Buntdrucksaal und starrte mit verständnißlosen Augen in das wirre Getriebe der Räder und Walzen; und leise, leise zog eine wehe Enttäuschung durch seine Seele. Wie ein häßlicher, grauer Schleier schob sich die Wirklichkeit vor das farbenfrohe Bild seiner Phantasie. Als er am ersten Abend nach Hause kam, schmerzte ihn der Kopf, und sein Schritt wankte, und ein bitterer, beißender Geschmack lag ihm auf der Zunge. Das also war die Arbeit? So sah sie aus?

„Junge, was denkste dir denn?" sagte der Vater. „Wie willste denn was Ordentliches schaffen ohne so ne Maschinen? Laß dir nich auslachen! Die Technik, die is die Hauptsache heutzutage, und daß einer viel Geld verdient, viel Geld! Geh' mit die andern und hör zu, wie's gemacht wird, daß man sich nicht abrackert und doch seine Arbeit fertig zwingt. Und frag' sie, wie sie's machen, daß sie noch frisch sind zu Ueberstunden! Jeld is die Hauptsache, und 's kommt nicht drauf an, wie du's ranschaffst; wenn du 's man hast. Also vorwärts!"

Max hatte mit stillem Nicken die väterlichen Ermahnungen hingenommen und fortan nicht mehr über das Thema gesprochen. Und dann geschah es, daß er einmal einen vorwitzigen Blick in das Lohnbuch that. Von da an war er ein anderer.

Die Arbeit ward ihm nicht mehr zum Mittel innerlicher Freude; hoch über allen idealen Gedanken thronte ihm die Geldfrage. Und es kam so weit, daß ein aus seiner Maschine hervorgegangener schöner Druck ihn völlig kalt ließ, während ein paar Ueberstundengroschen ihn förmlich begeistern konnten. So verging die Lehrzeit, und die ersten Gehilfenjahre gingen auch vorüber, und er jagte mit den andern um die Wette im hastigen Begehren nach blankem, gleißenden Gelde. Wie ein Fieber war's, das seine Sinne gefangen hielt.

Und plötzlich kam die Ernüchterung. Wie öde ihm auf einmal die Arbeit dünkte! Wie ihn das Geld anstarrte mit seinen gleißenden, frechen, tückischen Augen, wenn es ihm der Kassirer als Wochenlohn auf den Tisch legte! „Sieh her!" schrie es ihm zu. „Der Schweiß und Fleiß von sechs langen Tagen—ein Stück Leben liegt hinter dir. Was hast du davon? Eine Handvoll Thaler, kaum, daß du sie spürst, wenn du sie in der Tasche hast; und, wenn du willst, verpraßt in einer einzigen Nacht —"

„Sie müssen ausspannen, Kersten!" sagte der Obermeister, dem sein bleiches, verstörtes Gesicht auffiel. „Machen Sie 'ne Woche blau! Dann schmeckt die Arbeit wieder. Ich werde Sie mit auf die Liste schreiben!"

Er nickte und ballte die Hand zur Faust. O, wie er die Arbeit haßte! Wie er das Geld haßte, wie er des ganzen Lebens überdrüssig war! Ja, fort, fort! Genießen wollte er, frei sein, leben wie die Feinen, die Reichen — —

Er fuhr an die Ostsee.

Zum ersten Male war's, daß er endlose Wasserweiten sah; die märkischen Seen waren bis jetzt sein Höchstes gewesen. Und nun stand er da und schaute und konnte sich nicht satt sehen an den bunten, wechselnden Bildern ringsum. Er warf sich in den weichen Sand, so wie er sah, daß es die andern thaten, und streckte die schweren Glieder in der Sonne in süßem Nichtsthun. Und er sah das leuchtende Meer dicht neben sich, wie es sich hob und senkte, gerade so wie das Athmen einer Menschenbrust. Er sah, wie es glitzernde Schaumwellen an den Strand warf, und ihm war's, als seien es gierige Hände, die nach Menschenbesitz verlangten. Auf seinem breiten Rücken aber lagen schwere Lasten: Dampfschiffe und Segler und kleine, kecke Ruderboote. Ja, auch das Meer hatte sein Tagewerk zu erfüllen — es arbeitete.

Ja. Er strich mit der Hand über die Stirn. Wie war denn das? Die ganze Natur arbeitete doch — schuf und wirkte nach ewigen, unvergänglichen Gesetzen, denen sie gehorchen mußte. Und alle hatten ihr Lebenswerth, dem sie dienen mußten! Und plötzlich war's ihm, als hörte er aus dem Rauschen der Wogen das Sausen seiner Maschinen, als sängen tausend Räder ihm das Hohelied der Arbeit, die Segen bringt und nicht Fluch. Er reckte die Arme. Ja, auch er hatte ein Tagewerk, das er meistern mußte; und die Schöpferkraft, die dem Walde und der Ackerscholle und Wiesen und Wassern zu eigen gegeben war, sie war auch sein! Ein einziges Gesetz war's, das ihn mit der erschaffenden Natur verband; wohl ihm, daß er arbeiten konnte!

Auf den Wangen ein gesundes Braun, im Auge ein frohes Leuchten — so kehrte er heim.

Als er an seine Maschine trat, schaute ihm ein liebes, schmales Gesicht erwartungsvoll entgegen. Er stutzte. Ach richtig — er hatte sich damals bereit erklärt, eine Anlegerin auszubilden, denn das brachte ihm ja wieder ein paar Mark extra ein. Aber die da vor ihm stand in scheuer Haltung, so ein zartes, liebes, holdes Menschenkind, war sie denn überhaupt geeignet zu solcher Arbeit? Sein Blick glitt warm über sie hin. „Woher kommst du — wer bist du — Warum? —" drängten sich ihm die Fragen auf die Lippen. Doch da schrillte schon das Klingelzeichen, die Motoren sandten ihre Lebensströme in die starren Glieder der ächzenden Maschinen, und unter zitterndem Dröhnen setzten sie zu Arbeit ein.

In der Mittagspause fand Max Kersten Gelegenheit, ein paar Worte mit Marie Richter zu sprechen. Sie saß zusammengekauert auf dem kleinen Holztritt und hatte den Kopf in die verschränkten Hände gestützt. Blumenhaft weiß und zart sah das Gesichtchen aus unter dem dichten Gewirr brauner Haarwellen, die sich lose um die blaugeäderten Schläfen legten.

„Machen Sie denn nicht Mittag?" fragte er freundlich. „Haben Sie nichts da? In der Kantine giebt's alles, was man haben will!"

Sie legte die kleine Hand über die Augen. „Ich kann nichts essen. Ich habe solche Angst um Mutter!"

„Ist die krank?" fragte er theilnehmend.

„Krank eigentlich nicht. Aber wissen Sie, so furchtbar schwach, daß ich jede Stunde denke, sie muß auslöschen wie ein Licht!"

„Na, ein Goliath sind Sie nu gerade auch nicht!" versuchte er zu scherzen. „Halten Sie's denn aus da oben?"

„Es stuckert ein bischen!" gab sie lächelnd zurück, „aber mein höchster Wunsch war's immer, so die schönen bunten Bilder machen zu helfen. Ach, ich hab' Bilder zu gern!" Er nickte ihr verstehend zu.

„Und wenn ich dann erst so viel verdiene, daß ich mit Mutter von leben kann — wird das wohl lange dauern?"

„Na", sagte er wieder, und ein sonniger Glanz kommt in seine Augen. „Wollen mal sehen! Aber essen müssen Sie — sonst fallen Sie mir nachher um!"

Sie greift gehorsam nach ihrem Stullenpacket und geht zu den anderen Mädchen und läßt sich Kaffee geben. Als sie wieder an die Maschine zurückkehrt, liegt ein zartes Roth auf ihren Wangen. „Wie eine Rose, die man in die Sonne gestellt hat" — denkt Max Kersten und fühlt auf einmal, wie warm und laut sein Herz pocht dabei.

Wochen sind darüber vergangen. Marie Richter ist eine gelehrige Schülerin. Nur selten hat Max Kersten Veranlassung, sie zu tadeln, und wenn er's thun muß, ist's ihm leid, denn er weiß, daß ihre Gedanken bei der kranken Mutter weilten. Aber er ist streng und gewissenhaft, denn er will, daß sie was Ordentliches lernen soll bei ihm.

Da, eines Morgens, bleibt ihr Platz leer. Die Mädchen stecken die Köpfe zusammen. „Ihre Mutter liegt im Sterben" — hörte Max Kersten sie flüstern. Rasch tritt er näher. „Wo wohnt sie?" fragt seine helle Stimme. Sein Herz springt auf, und er fühlt, wie Sonnenschein und Kindheitsträume darin durcheinanderwogen in seliger, hoffender Freude. Und er schreibt sich die Adresse des geliebten Mädchens in sein Notizbuch, obwohl er weiß, daß er sie nicht vergessen wird — nie. —

In der kleinen Hofwohnung in der Petersburger-Straße steht ein fremder, unheimlicher Gast zu Häupten des Bettes, in dem die gebrechliche Gestalt der alten Frau um Erlösung ringt. Schon liegt die Knochenhand dicht über der Stirn der Kranken, und eisiges Wehen geht von ihr aus. Aber die barmherzigen Augen des Todes haften an der Thür und harren des Augenblicks, da die hohe Männergestalt eintreten soll, die jetzt in ahnungsvollem Drängen durch die Straßen hastet. Rathlos, matt und schwach lehnt Marie am Lager der Sterbenden. Was soll sie thun? Beten? Ringen mit dem Unsichtbaren, der ihr das Liebste, das Einzige, nehmen will? Ach, wenn sie nur nicht so allein wäre, so furchtbar allein —

Da knarrt die Thür; und plötzlich steht neben ihr einer, dessen gute, treue Augen schon längst der Inbegriff allen Glücks gewesen sind für sie.

„Mutter!" sagt er leise und greift nach der erkaltenden Hand der Sterbenden, während sein freier Arm das zitternde Mädchen umschlingt.

Ein seliges Lächeln breitet sich über die Züge der alten Frau, und der Tod legt seine ruhespendende Hand auf ihr immer leiser schlagendes Herz.

Wenige Wochen später ist Marie Max Kersten's Weib geworden.

Neue Methoden.

Technische Plauderei von **Hans Dominik.**

"Variatio delectat", Abwechslung macht Spaß, wie jener Mann seine Buttermilch mit der Heugabel aß...., sagt ein alter Volksvers. Ganz so kraß geht es ja nun in der modernen Technik nicht her, aber immerhin stoßen wir auch hier des öfteren auf neue Arbeitsmethoden, die auf den ersten Blick ein wenig an die verkehrte Welt erinnern. Ueberraschend ist es ja doch zum mindesten, wenn jemand an Stelle des Malerpinsels die Spritze, an Stelle des Messers die Flamme oder an Stelle des Hammers gar ein wenig Wasser nimmt. Und doch sind diese und zahlreiche andere eigenartige und verwunderliche Arbeitsmethoden zurzeit bei uns gut eingeführt.

Daß man die Farbe mit dem Pinsel aufträgt, ist das alte Verfahren. Wer aber jemals Gelegenheit hatte, sich als Amateur im Anstreichen von allerlei Gitterwerk, Gartenmöbel und dergleichen zu betätigen, der wird auch die Erfahrung gemacht haben, daß die so oft geringschätzig betrachtete Kunst der Fassadenraffaels gar nicht so einfach ist. Die Farbe muß gleichmäßig, nicht zu fett und nicht zu mager verstrichen werden. Sie muß mit der Unterlage in innigen Zusammenhang gebracht werden, und die Farbendecke darf auch an winkligen Stellen keine Lücken zeigen. So stellt der Anstrich beispielsweise irgendeiner unserer modernen großen Eisenbrücken tatsächlich eine ganz gehörige Arbeit dar, wenn er sauber und sachgemäß ausgeführt wurde, eine Arbeit, die auch dementsprechend recht teuer bezahlt werden muß und geraume Zeit dauert.

Namentlich um Zeit zu sparen, entschloß man sich im Jahre 1893, vierundzwanzig Stunden vor der Eröffnung der Chicagoer Ausstellung, einige Gebäude, die noch des Anstriches entbehrten, unter Zuhilfenahme kräftiger Pumpen mit Farbe zu bespritzen. Das Ergebnis dieses Unternehmens war so sehr zufriedenstellend, daß die Industrie sich entschloß, die neue Methode sachgemäß weiter auszubilden. Man konstruierte Farbenzerstäuber, die mit Druckluft arbeiten, deren feine Strahlenstücke viel besser als ein Pinsel in die verschiedenen Winkel und Ecken der zu streichenden Konstruktion eingeführt werden können und nun die Farbe ganz gleichmäßig verteilen und dabei mit großer Gewalt gewissermaßen in die Poren der zu streichenden Stücke hineinschleudern. Heute sind derartige Apparate bereits weit verbreitet. Man zieht sie dem Pinsel vor, weil sie erstens schneller, zweitens billiger und drittens besser als diese arbeiten.

Ein zweites typisches Beispiel für die Verwendung ganz neuer Mittel bietet die Benutzung der Flamme zum Schneiden. Auch hier hat wohl eine Zufälligkeit zu der neuen Technik geführt. Die Beobachtung ergab, daß Metallkonstruktionen, die man Jahrzehnte hindurch für feuerfest gehalten hatte, dies keineswegs waren, daß sie vielmehr bei Gelegenheit von Bränden unter der Einwirkung von Stichflammen zerlöchert wurden wie ein Tuch von den Motten. Die Untersuchung zeigte, daß dies dann der Fall war, wenn die Stichflammen mit einem Ueberschuß von Sauerstoff gebrannt, wenn sie stark oxydierend gewirkt hatten. Man ging dazu über, dies Verhalten zweckmäßig auszunutzen, und so entstand der Sauerstoffschneideapparat. Er arbeitet mit komprimiertem Sauerstoff- und Wasserstoffgas. Aus der Mischung beider Gase wird eine sehr heiße Stichflamme gebildet, die auf die zu durchschneidenden Stücke gerichtet wird und die betreffenden Stellen in wenigen Sekunden in helle Glut bringt. Aus einer zweiten Düse strömt ein feiner Strahl komprimierten Sauerstoffes auf die erhitzte Stelle, und wo er das glühende Metall trifft, da verschwindet es wie Schnee vor der Sonne. So wird es möglich, mit dieser schneidenden Flamme saubere, nur wenige Millimeter breite Schnitte mit glatten, scharfen Rändern herzustellen. Wo früher der Schlosser sich mit Hammer und Meißel viele Stunden lang abmühte, um etwa einen schweren Eisenträger durchzukreuzen, da bahnt sich jetzt die schneidende Flamme in wenigen Minuten ihren Weg. Solche schnelle Arbeit aber ist ganz besonders da notwendig, wo etwa irgendeine Eisenkonstruktion zusammengebrochen ist und Verunglückte darunter liegen, die schnell befreit werden müssen. Deshalb hat beispielsweise die Berliner Feuerwehr seit einiger Zeit auf zwei Feuerwachen solche Sauerstoffschneideapparate zu stehen. Aber auch in der Industrie selbst findet jenes modernste Messer, die Stichflamme, weitgehende Anwendung, und zwar nicht nur zum Zerschneiden alter Konstruktionsteile, die wieder in den Gießofen wandern sollen, sondern auch zur Bearbeitung neuer Stücke.

Nach dem Feuer als Messer das Wasser als Hammer. Nehmen wir als praktisches Beispiel den Fall an, es handle sich darum, eine jener Goldplatten herzustellen, die als Unterlage für ein Gebiß dienen und sich dem Gaumen ganz genau anfügen sollen. Man beginnt damit, daß der Patient zunächst einmal in eine plastische Wachsmasse beißen und einen genauen Abdruck seines Gaumens liefern muß. Davon machte man erst Gips-, dann Hartmetallabgüsse, und dann begann die ziemlich langweilige Arbeit, die Goldplatte teils durch Hämmern, teils durch Pressen den so hergestellten Matrizen anzuschmiegen. Die neue Methode arbeitet anders. Auf eine vorbereitete Matrize wird die einigermaßen nach der Gaumenform zugeschnittene Goldplatte mit ein paar Wachskügelchen fixiert. Dann steckt man das ganze in einen wasserdichten Gummibeutel und tut diesen in einen kräftigen Stahlzylinder, den man nun mit Wasser füllt und fest zuschraubt. Eine kleine Handpumpe wird in Bewegung gesetzt, um in den Stahlzylinder noch ein wenig Wasser nachzudrücken. Nur noch wenige Kubikzentimeter gehen hinein, aber diese wirken schneller und prompter als ein Handhammer. Ein gewaltiger Wasserdruck entsteht i Zylinderinnern. Mit riesiger Kraft preßt er die Goldplatte gegen die Matrize. In die feinsten Höhlungen und Fältchen des Gußstückes muß sich die Goldplatte mikroskopisch genau einfügen. Wenn man nach kurzer Pressung den Stahlzylinder wieder öffnet, so findet man eine formvollendete Gaumenplatte vor. Aber nicht nur für die Zwecke der Zahntechnik findet die hydraulische Pressung oder Prägung Anwendung. Auch allerlei Kunstgegenstände, die man früher mühevoll mit Hämmern und Punzen trieb, stellt man jetzt unter Zuhilfenahme des Wasserdrucks her. So geschieht es beispielsweise mit hübsch geprägten Metallbechern und Metallvasen. Ein roher Blechzylinder wird über ein massives Formstück geschoben, kommt in den Gummibeutel und wandert mit ihm in den hydraulischen Zylinder. Wenige Minuten genügen alsdann, um daraus einen Becher herzustellen.

Im Anfang dieser Betrachtungen lernten wir die Spritze als Ersatz des Pinsels kennen. Aber auch noch auf anderen Gebieten der Technik begegnen wir ihr, freilich in gehörig modifizierter Gestalt. Der Leser kennt wohl den feinen Kohlenfaden einer elektrischen Glühlampe. Als Edison anfing, wurden diese Fäden aus feinen, möglichst gleichmäßigen Fasern einer bestimmten Bambusart hergestellt. Die einzelne Faser wurde durch Schaben möglichst egalisiert, in die passende Form gebogen und dann in besonderen eisernen Pressen geglüht und dadurch in Kohle verwandelt. Gegenwärtig dagegen kennt man plastische Zellulosen, die in der Rotglut in reinen Kohlenstoff übergehen, ohne sich dabei irgendwie aufzublähen und Blasen zu werfen. Von ihnen geht man bei der Fabrikation aus. In eine kräftige Preßpumpe ist ein kleiner Diamant eingesetzt, der eine haarfeine Bohrung von wenig Tausendsteln eines Millimeters trägt. Durch diese Oeffnung tritt die Zellulose, die in einer schnell verdunstenden Flüssigkeit gelöst ist, heraus, erstarrt unmittelbar nach dem Austritt und wird in Form eines feinen, elastischen Fadens zunächst aufgehaspelt, später zerschnitten, in die passende Form gebogen und verkohlt. Bemerkenswert ist es, daß auch die Metallfäden der modernen Metallfadenlampen auf solche Weise gespritzt werden. Denn die seltenen Metalle, die hierfür in Betracht kommen, sind im allgemeinen so hart und schwer schmelzbar, daß sie nicht in der üblichen Weise verarbeitet und zu Drähten ausgezogen werden können. Aber nicht nur Glühlampenfäden und Makkaroni werden gespritzt. Auch Metallrohre aller Art, speziell die bisherigen Wasserleitungsrohre, und ferner Gummischläuche erzeugt man durch Spritzen.

Zum Schluß noch einige interessante Verfahren, bei denen man die Form, die ein flüssiger Körper unter der Einwirkung von irgendwelchen Kräften annimmt, dadurch walzt, daß man ihn dabei erstarren läßt. Auf solche Weise werden zum Beispiel die runden Schrotkugeln hergestellt. Auf einem hohen Turm befindet sich ein siebartiges Gefäß. In dieses läßt man geschmolzenes Blei fließen. In Form feiner Tropfen läuft dieses aus dem Sieb heraus. Während des hohen Falles durch die Luft nehmen diese Tröpfchen genaue Kugelform an und erstarren bereits, so daß sie in einem unten befindlichen Wassergefäß nur noch vollkommen abgeschreckt zu werden brauchen. Ein ähnliches Verfahren versucht man zur Herstellung genauer Parabolspiegel auszubauen, obwohl man einstweilen noch nicht bis zur praktischen Anwendung gekommen ist. Wenn man ein Gefäß mit einer Flüssigkeit um seine Vertikalachse rotieren läßt, so bleibt der Flüssigkeitsspiegel bekanntlich nicht eben. Er steigt an den Rändern und vertieft sich in der Mitte. In Wirklichkeit soll sich ein mathematisch genaues Rotationsparaboloid bilden. Es handelt sich nun darum, diese Fläche festzuhalten, indem man eine Flüssigkeit wählt, die unter bestimmten Verhältnissen erstarrt und dann eine harte und widerstandsfähige Oberfläche bildet, die entweder als Gußform für Glas benutzt oder selbst sofort versilbert werden kann. Wenn das Prinzip auch noch nicht bis zum Stadium der Praxis ausgebaut ist, so erscheint es doch keineswegs aussichtslos und jedenfalls nicht uninteressant.

Deutsches Leben an der Wolga.

Fern von ihrer Heimat, von einer großen slawischen Welt getrennt, leben die Deutschen und bilden ein kleines Reich für sich, ein Büschelchen Gras, das von einem fremden Samen aufgegangen ist.

Sie haben schon längst ihre Bedeutung als Pioniere verloren und leben nun wie ein Fremdkörper unter den Russen, die sich halb wundern, halb über das „wuchernde Unkraut" ärgern. Mit allen Mitteln suchen sie diese Leute an sich zu ziehen und in sich aufzulösen, aber es hilft nichts. Wie ein fernes Getöse geht das slawische Leben an ihnen vorüber, sie begreifen es nicht, sie reden eine andere Sprache. Aber der Boden und die Luft haben allmählich eingewirkt und manchem ihrer Gesichtszüge ein slawisches Gepräge gegeben.

Man muß viele russische Städte und Dörfer durchwandern, bevor man zu dem Flusse kommt, der der größte und wunderlichste von allen ist und an dem die 650,000 Deutschen leben, für die man sich jetzt in Deutschland zu interessieren beginnt. Zu beiden Seiten der Wolga haben sie sich niedergelassen, ziemlich dicht beieinander, so daß man, wenn man die Stadt Saratow zum Mittelpunkt wählt, eine horizontal liegende Ellipse um sie beschreiben kann. Ganz besonders ist das auf der rechten Seite der Wolga der Fall, wo man ganze Tage lang reisen kann, ohne durch ein einziges russisches Dorf zu kommen.

Einerlei, wie sie sich den Eigentümlichkeiten des russischen Bodens angepaßt haben, sie leben dort in schönen großen Dörfern, sei es in der weiten Ebene auf der Wiesenseite oder zwischen den malerischen Hügeln der Bergseite des großen Stromes.

Die Wiesenseiter sind alle Ackerbauern und haben oft den Segen der Erde genossen. Das hat sie stolz gemacht, so daß sie mit Verachtung über die Bergseiter hinwegsehen, trotzdem diese einen höheren Standpunkt einnehmen. Sie säen hauptsächlich Weizen, aber es gab auch eine Zeit, wo sie viel mit Tabak verdienten. Bis zur Kolonie Katherinenstadt entfernen sich die Ansiedlungen nie weit vom Wolga-Ufer. Dann aber geht es ins Land, in die weite Steppe hinein. Oberhalb Katherinenstadt, die sich durch ihre stattlichen Kornspeicher auszeichnet und und an der alle Wolgadampfer anlegen, beschäftigen sich die Kolonisten noch mit Strohflechterei, zum Teil auch mit Fischfang.

Bald hinter Katherinenstadt beginnt schon die Steppe. Die Kolonisten, Katholiken und Protestanten, leben nur vom Ackerbau. Die Siedlungen liegen möglichst an einem Flusse mit steil herabfallenden Ufern, daß es oft aussieht, als wäre durch ein Erdbeben ein Riß in der Steppe entstanden. Aber trotzdem ist der Wassermangel sehr groß. Denn nur im Frühling, wenn sie aufspringen, jagen die Flüsse schäumend hinaus in die Steppe und überfluten die Ufer. Aber dann legen sie sich tief in ihr Bett oder kehren ganz zurück zu der Wolga. Es gibt auch Brunnen, aber weiter in der Steppe werden auch sie durch den salpeterhaltigen Boden ungenießbar, und da bleibt denn allein das Regenwasser, das nicht allzureichlich vorhanden ist. Südlich in der Steppe beschäftigen sich die Kolonisten auch mit Obstbau. Trotzdem sie gegen jede Neuerung sind, haben sie sich doch bewegen lassen, künstliche Dämme — Haidämme — aufzuführen und den Gartenbau zu betreiben.

Hier in der Steppe ist das Leben der Kolonisten einfach. Im Frühling bestellen sie ihre Felder, dann machen sie Mistholz, und ist dies geschehen, so ziehen sie den Sonntagsrock an und sitzen „dischkurierend" vor ihren Häusern auf den langen Bänken oder machen Nachmittagsbesuche. Und allmählich sorgt der Herrgott fürs Brot, die Ernte wird reif, und bevor ein paar Monate um sind, können sie schon mähen. Dann gibt es wieder Arbeit. Aber es sitzt sich ganz schön vor den Häusern oder am Rande der Steppe, wenn die Sonne mit lieblichem Wasser den Horizont überzieht oder bald diesen oder jenen Gegenstand hinstellt, der nie existiert. Und dann in der Steppe: kein Baum, kein Strauch, alles ist Weg, alles ist Steppe. Man fährt, wie man will, bald so, bald so. Zieselmäuse sitzen vor ihren Löchern, schwarze Lerchen picken am Wege oder es fliegen Saatkrähen auf, oder Adler und Habichte ziehen langsam ihre Kreise. Und so weit man blicken kann, nichts als grüne Weizenfelder.

Durchschnittlich ist die Armut in den Kolonien recht groß. Was ihnen die Steppe schenkt, das haben sie. Arbeit gibt es wenig. Aber wenn das Korn gedeiht, dann sind sie reich, unermeßlich reich — und haben alle Mißernten vergessen, Je weiter jedoch die Kolonien von dem segensreichen Strom liegen, desto öfter wiederholen sich die Mißernten — leider von Jahr zu Jahr!

Man hat viel darüber nachgedacht, wie man den deutschen Kolonien an der Wolga helfen soll. Man hat auch an Ort und Stelle eingesehen, daß das Land nicht so viele Menschen trägt, und führt nun den Ueberschuß nach Sibirien ab. Das ist die große Müllgrube der Völker, dort gibt es noch Land, wo man sich dehnen und ausstrecken kann — aber wozu und zu welchem Ende?

Der bescheidene Uhland.

Zu einer heiteren Szene führte Uhlands Bescheidenheit bei einem Festmahle.

Im Jahre 1853 hatten sich die Naturforscher zu einer Versammlung in Württemberg eingefunden, und ihnen zu Ehren gab's in dem Bade Niedernau bei Tübingen ein Festmahl, an dem auch Uhland theilnahm.

Als ein Fremder ihn in einem Trinkspruch feierte, erhob er sich zur Abwehr mit der Bemerkung: „Das Fest gilt den Naturforschern und nicht den Dichtern!"

Darüber wurde ein Norddeutscher, der Uhland nicht kannte, sehr zornig und rief: „Werft den Kerl zur Thür hinaus! Unser Uhland lebe hoch!"

Da brach die größte Heiterkeit aus, und Uhland selbst lachte, daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Probat.

Lieber Ernst, hast Du unsere Luise gesagt, daß Du ihr keinen Pfennig Mitgift gibst, wenn sie darauf besteht, diesen Herrn Baron von Windig zu heirathen!"

„Nein!"

„Mein Gott, warum denn nicht?"

„Ich habe es dem Herrn Baron selbst mitgetheilt und er ist bereits abgeschnappt!"